Luzern, Sonntag — — **N° 78** — 4. April 1909

Luzerner Tagblatt

Freisinniges Organ

Hauptanzeigeblatt für Stadt und Kanton Luzern

und die übrige Zentralschweiz

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Abonnementspreise:

Bezugs-Art:	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Bei d. Exped. od. Ablage abgeholt	Fr. —.70	Fr. 2.—	Fr. 4.—	Fr. 8.—
Durch die Austrägerinnen	„ —.80	„ 2.30	„ 4.50	„ 9.—
Franko durch die Post	„ —.90	„ 2.50	„ 5.—	„ 10.—
für das Ausland:				
Bei Wochensendung	„ 2.40	„ 7.—	„ 14.—	„ 28.—
„ täglicher Zusendung	„ 2.60	„ 7.50	„ 15.—	„ 30.—

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Insertionspreise:

Die einspaltige Petitzeile oder deren Raum:
Lokal-Inserate ... 10 Cts.
Kleiner Anzeiger 10 Cts., Wiederholungen ... 8 „
Kanton Luzern, Urkantone, Zug u. angrenzender Teil des Aargau 12 „
Uebrige Schweiz ... 15 Cts., Ausland ... 20 „
Inserate mit Vorschrift: „Nur mittelst der Expedition zu placieren“ werden mit 50% Zuschlag des betreffenden Tarifes berechnet.
Preis der Reklame-Zeile (Petit-Schrift): 1 Fr.

Redaktions-Büreaux: Baselstraße Nr. 11 — Telephon 1140 —

Gratis: Jeden Freitag die belletristische Beilage „Wöchentliche Unterhaltungen“ und „Illustrierte Luzerner Chronik“.

Expedition: Hauptbüreau: Baselstr. — Filialen: Kornmarkt, Pilatusstr. Telephon-Nr.: 985 409 1506

Die heutige Nummer enthält 16 Seiten

Inhalt: „Gott schütze den Kanton Luzern.“ — Wahlgerechtigkeit.“ — An die volljährigen Mitglieder der freisinnigen Jungmannschaft. — Schweiz. — Luzern. — Ausland. — Telegramme. — Lokalchronik. — Vermischte Nachrichten. — Vergehen. — Feuilleton.

„Gott schütze den Kanton Luzern.“

Mit diesen Worten schließt das konservative Zentralkomitee seinen Proporz-Aufruf; sie sollen auch das Schlußthema unserer Abstimmungspolemik sein.

Nicht, daß wir den höchsten Gott in den Parteikampf hineinziehen möchten. Das wäre ein falsches Beten, mag es nun zum liberalen oder konservativen Gotte, vom liberalen oder konservativen Komitee aus geschehen. Es wäre das Beten der Gotteslästerung. Nein, wir möchten vielmehr zeigen, daß diese politische Theologie ein Unfug ist, daß gerade das religiöse Empfinden sie verpönen sollte und daß sie viel mehr verletzen muß, als die scharfe, aber wahre und bei der Sache bleibende Sprache eines liberalen Auf- rufes es kann.

* * *

Wir sprechen nicht gegen den Wert der Religion, wenn wir sagen, daß ihre Geschichte auch im Kanton Luzern oft mit Blut geschrieben ist, mit dem Blute der Kämpfer von Kappel, Villmergen und Gisikon. Jenes Gefecht zwischen Reuß und Rotherberg, von dem uns die Großväter erzählten, war die letzte Etappe auf der via dolorosa des Bürgerkrieges, bei der das religiöse Moment zwar nicht der erste Konfliktsgrund, aber doch in hohem Maße mitbeteiligt war.

Auch vor jenem Kampfe wurde die konservative Sache in den besondern Machtschutz Gottes gestellt. An der „Löwengarten“-Versammlung ist daran erinnert worden. Es war am 29. Oktober 1847. Die Freischarenzüge hatten dem Kanton Luzern keine Freiheit, sondern vermehrten Druck gebracht. Lange schwankte die Tagsatzung, bis sich eine Mehrheit fand für die Ausweisung der Jesuiten und die Auflösung des Sonderbundes. Endlich war der Beschluß gefaßt und beide Lager waren zum Losschlagen bereit. Da machte in der letzten Stunde der Kanton Zug einen Vermittlungsversuch. Am 29. Oktober versammelten sich in Bern nochmals die Tagsatzungsherren. Der Gesandte Luzerns, Staatsschreiber Bernhard Meyer, unternahm es, sein Regiment zu rechtfertigen. Aber er verirrte sich und verlor den Faden der Zeitrechnung. In die Enge getrieben, erhob er sich und sprach: „Gott der Allmächtige entscheide zwischen uns und Euch!“ Bald darauf verließ die Luzerner Deputation die Tagsatzung.

Die Tradition meldet, der Gesandte von Solothurn habe dem luzernischen gesagt, man solle den Namen Gottes nicht mißbrauchen in einer Sache, die — des Teufels sei.

Am 4. November erließ die Tagsatzung den Exekutionsbeschluß, am 23. November donnerten die Kanonen von Gisikon; die Entscheidung war gefallen, Luzern hatte die Niederlage, die Kriegsverluste, die Sonderbundsschuld.

Bald wird man mit der Ruhe des Historikers auch auf jene Zeit zurückblicken können, die für unsere Väter noch jahrzehntelang eine Sache der leidenschaftlichsten Kämpfe war. Dem Schreibenden ist es eine bleibende Erinnerung aus jüngsten Gymnasialtagen, wie hart im Großen Rate noch in den Achtzigerjahren ein Vinzenz Fischer und ein Abraham Stocker aneinander gerieten, wenn die Diskussion auf jene Reminiszenzen kam. Die Debatter sind tot, und ehrfurchtsvoll schreitet der Enkel über das Grab einer Zeit, die der Zeuge dieser letzten großen Kämpfe war. Aber eben deshalb können heute Freund und Gegner in der Erkenntnis einig sein:

Wäre damals die Entscheidung so gefallen, wie sie der Gesandte Luzerns dem Walten Gottes empfahl, es würde finis patriae, der Untergang des Vaterlandes gewesen sein.

* * *

Ein ander Bild! Das im Kriege gegründete Schweizerhaus ist im Frieden herrlich emporgediehen. Aber es ist zu enge geworden, es verlangt nach einem neuen, weitern Verfassungsgewand. Eine Teilrevision ist mißlungen, eine Totalrevision auch. Nun erwartet man vom 19. April, daß er die glückliche Lösung bringen soll.

Was wollte die neue Verfassung? Eine stärkere Zentralisation im Rechts- und Militärwesen, ein eidgenössisches Obligationen-, Handels- und Wechselrecht, bürgerliche Zivilstandsämter, Kompetenzen des Bundes auf volkswirtschaftlichem Gebiet, den neuen Artikel über die Glaubens- und Gewissensfreiheit, den Schulartikel, die Erweiterung der Volksrechte und ein ständiges Bundesgericht.

Wieder traten die Häupter der konservativen Partei zusammen; sie erließen am 14. April einen flammenden Aufruf an das Luzernervolk, an dessen Schluß die folgenden Sätze stehen:

„Kann einem freiheitsliebenden Volke etwas über die Selbständigkeit seines Landes und dem Katholiken etwas über den von seinen Vätern ererbten Glauben gehen? Gedenket Eurer Pflichten als Bürger und Katholiken, eilt am 19. April an die Urnen und legt ein entschiedenes „Nein“ ein, geleitet vom alten Wahrspruch des Luzerners: Für Gott, Freiheit und Vaterland!“

In der Tat verwarf unser Kanton das Verfassungswerk, aber in der Eidgenossenschaft wurde es angenommen. Am Montag konnten die Krienser mit ihren Kanonen in die Stadt hinunterziehn. Die Augen der Alten leuchten, wenn sie von jener Zeit erzählen, und heute sind es nicht nur die Liberalen, sondern auch die Konservativen, die sich der Verfassungsrevision vom Jahre 1874 erfreuen. Das hat am Ehrentag der Luzerner im Jahre 1886 beim Denkstein zu Sempach kein Geringerer als Bundesrat Zemp erklärt.

* * *

Wir fanden das falsche Beten noch an manchem andern Ort. So steht es unter dem Aufrufe für die Schweizerbürger-Initiative, die bekanntlich die Mehrheit ebenfalls verworfen hat. Doch bleiben wir bei den großen Daten in unserm neuen vaterländischen Entwicklungsgang. Welche Rolle wird da dem konservativen Parteigott zugeteilt, wenn die Entscheidung stets gegen seine Kinder ausfallen muß?

Doch kehren wir in den Kanton, zu Geschehnissen der neuesten Tage zurück. Im Jahre 1905 haben die Liberalen eine Initiative lanciert. Sie wurde gebodigt, wesentlich mit dem Schreckmittel der Religionsgefahr. Die Initiative enthielt ein Verbot für die Mitglieder der Regierung, in Verwaltungsräten und Vorständen privater Unternehmungen zu sein. Wäre die Initiative vom Luzernervolk angenommen worden, so würde der Kanton vielleicht um eine Unternehmung in Hochdorf, die bisher niemandem große Freude machte, aber unter Umständen den Kanton schwer schädigen kann, ärmer sein. Am 29. Oktober hatten wir die Abstimmung über das Steuergesetz, dessen Annahme ermöglichte, daß bis heute, nach bald vier Jahren, für die bestimmt versprochene Steuerrevision so gut wie gar nichts geschehen ist. In beiden Fällen ging es so, wie das Komitee es von Gott haben wollte, dagegen ist die Nationalratswahl vom 12. November des gleichen Jahres trotz Kirchenzeitung und Hurrapfarrer der konservativen Sache nicht zum Helle gediehen.

* * *

Was sollen wir daraus lernen? Wir meinen das, daß man das Große nicht klein, das Hohe nicht niedrig machen soll, daß man auf-

Feuilleton.

Ueber Blindenfürsorge.

III.

Eine Blinde von New-York antwortete einst einigen Damen, welche aus Mitleid zum Wohle der Blinden Konzerte veranstalteten: „Es ist gut von Ihnen, daß Sie uns Unterhaltung geben; aber wir haben Arbeit nötig. Wir sehnen uns darnach, etwas zu tun mit unsern Händen. Es ist furchtbar, den ganzen langen Tag so träge da zu sitzen. Gebt uns das wunderbare Ding der Welt: Anteil am Leben. Arbeit, verbunden mit Anteilnahme, mitschaffen dürfen am großen Bau des Seins, das allein gibt uns Würde, Freudigkeit und Stärke auch für unsere Lebensreise.“

Und siehe! Man findet die Blinden während der Arbeit meist in heitern Gesprächen. Sie plaudern und singen, und die Schrecken der Blindheit erscheinen dem Besucher der Anstalt in einem wesentlich mildern Lichte. Was arbeiten sie alle? Sie verfertigen Bürsten aller Art, Teppiche, Rohrgeflecht auf Stühle und Sessel, Körbe der verschiedensten Gattungen, namentlich Wäsche- und Reisekörbe, Hausschuhe und anderes mehr; und ihre Produkte sind im Handel nicht die unbeliebtesten. Sie sind vollkommen konkurrenzfähig, weil das dazu verwendete Material, dank der Anstalt, ein tadelloses ist.

Um alles das zu erreichen, was in den Erziehungsanstalten und Werkstätten geleistet wird, bedarf es aber auch eines ganz ausgezeichneten, gewandten Lehrpersonals, welches, seine eigenen Kräfte aufopfernd, die unsägliche Mühe und Geduld nicht scheut, welche nötig sind, um zum hohen Ziele zu gelangen. Nicht selten aber rekrutieren sich die Lehrer selbst aus der Mitte der Blindenwelt.

Doch nicht allen Blinden ist es vergönnt, die Wohltat der Arbeit zu genießen. Viele, ja sehr viele, sind arbeitsunfähig; nicht immer oder nur selten aus eigener Schuld, sondern weil ihnen in der Jugend nicht Gelegenheit zur Blindenbildung geboten wurde, oder weil die Erblindung erst in einer Zeit sich einstellte, wo eine richtige Blinden-Erziehung nicht mehr möglich war. Diese wohnen zerstreut im weiten Lande, oft unbekannt, und werden von ihren Angehörigen nur zu oft als schwere Last empfunden. Auch für diese ärmsten Geschöpfe soll gesorgt werden. Für diese Sorte Blinden erstreben daher die Blindenfreunde sogen. Blindenheime oder Asyle, in denen sie wohlwollende Aufnahme finden, wo sie nach ihren Eigenheiten und speziellen Wünschen ein sorgenloses, ruhiges und bequemes Dasein fristen können. Und die meisten fühlen sich wohl und behaglich in diesen Heimen, im Verein mit ihren Leidensgenossen.

Es wird uns das erst so recht klar, wenn wir auch den Wohnräumen der Anstalten einen Besuch abstatten. Da sind die einfach aber praktisch eingerichteten Schlafzimmer, welche uns durch ihre Sauberkeit und tadellose Ordnung erfreuen. Es sind alles Einer- und Zweierzimmer, und die Insassen halten sie selbst in Ordnung. Da fällt es auf, wie zum Beispiel die Frauen ihr kleines Heim, trotz ihrer Blindheit mit Bildern und andern ihnen lieben Gegenständen wohnlich auszuschmücken. Auch passieren wir kaum ein Zimmer, in welchem nicht ein Musikinstrument zu erblicken wäre. Für die Männer ist ein Rauchzimmer mit großem Balkon vorhanden, für die Frauen ein Spielzimmer. Würfelspiel, Damenbrett, Halma, Festungs-, Voll- und Reisespiel und andere mehr werden zur Unterhaltung verwendet. Eine reichhaltige Blindenbibliothek bietet allseitigen Lesestoff, und in dem großen gemeinsamen Speisesaal werden der versammelten Familie in den Abendstunden und an Sonntagen Andachtsübungen, Vorträge und Vorlesungen, sowie auch musikalische Veranstaltungen zur allgemeinen Bildung und Erbauung geboten.

Daß die Blindenfürsorge nicht nur Blüten, sondern auch herrliche, reife Früchte treibt, ließe sich an vielen Beispielen leicht nachweisen. Nur ein Beispiel sei angeführt:

Der am 24. April 1824 in Grüningen als Sohn armer Eltern geborene Felix Kündig war vom dritten Tage nach seiner Geburt an total blind. — Armes, kleines Geschöpf, das die Augen seiner liebenden Mutter nie sehen kann, nichts erkennen kann von seiner Eltern Wohnung, von seiner Umgebung, von Gottes schöner, weiter Welt. Welch unbeschreibliche Trostlosigkeit. Aber ihm wurde das Licht der Blinden zu teil, welches auf seinen Geist einzuwirken begann im Momente, wo sich ihm die Tore der zürcherischen Blindenanstalt öffneten, nach zurückgelegtem siebentem Altersjahr. Dort erhielt der Knabe (ich halte mich an die Biographie des Hrn. Direktor Kull in Zürich) Unterricht in der Religion, in der Sprache, im Lesen und Schreiben erhabener Schrift, im Kopf- und Ziffernrechnen, in der Formen- und Größenlehre, im Gesang- und in der Instrumentalmusik, sowie in Handarbeiten: Verfertigung von Teppichen und Endefinken, Strohgeflechten, Schnüren und Quasten. Felix Kündig mußte also tüchtig lernen und arbeiten, zu seinem Glücke; denn das Nichtstun, welches viele Sehende (übrigens fälschlich) als größtes Glück der Welt betrachten und ersehnen, wird namentlich dem Blinden zur unerträglichen Qual, da sein Geist durch völligen Mangel an Anregung einschlummert und mitsamt den leiblichen Kräften zu Grunde geht.

Felix Kündig wurde die Freude seiner vortrefflichen Lehrer. Er entwickelte sich namentlich auf dem Gebiete der Musik und komponierte schon als 13jähriger Knabe vierstimmig das Lied: „Wallst dort leise, lieber Mond“, welches am Jahresfeste 1837 von dem Anstaltschor vorgetragen wurde. Mit großer Lernbegierde und rascher Auffassungsgabe lernte er leicht, was durch den Tastsinn seinem Anschauungsvermögen und durch die Sprache seinem Verstande nahe gebracht wurde. Vom 24. Altersjahre an blieb er, trotz der erreichten Altersgrenze, in der zürcherischen Anstalt, wo man ihn bereits als Hilfslehrer benutzte. Immer mehr bildete er sich in der Musik aus, wozu ihm reichliche Gelegenheit geboten wurde. Da er aber doch die Hindernisse und Schwierigkeiten erkannte, die dem Wunsche, auf diesem Gebiete sich ordentlich durchs Leben zu bringen, entgegenstanden, nahm er in derselben zürcherischen Anstalt im Jahre 1856 eine ihm offerierte Lehrstelle an und wurde zum Lehrer der Blinden. Seine Wirksamkeit als solcher war eine segensreiche und seine Stellung eine überaus geachtete. Hr. Felix Kündig war auch ein guter Gesellschafter; er erwarb sich, dank seiner herrlichen Eigenschaften und seines guten Charakters, einen großen Freundeskreis.

Im Jahre 1899 erreichte er durch den Tod das wohlverdiente ewige Licht des Himmels, nachdem er sich redlich durch die lange Nacht des Lebens durchgekämpft, dieselbe nur mit dem eigenen Lichte der Arbeit erleuchtend; und er hat sich ein schönes Denkmal errichtet, bestehend in beinahe hundert Kompositionen und einem stattlichen Bändchen zum Teil recht schöner Gelegenheitsgedichte. Durch die Wohltat der Blindenfürsorge ist er groß geworden. Aber er hat